

# Forderungen an unsere Zukunft

Von

Leopold von Wiese - Köln

## I.

Kann man mit dem Anspruche auf wissenschaftliche Geltung etwas über die *Zukunft* aussagen? Im 19. Jahrhundert hat man es mit Vorliebe getan, indem man den Begriff der Entwicklung voranstellte. Man war bestrebt, einen nicht abreißenden Faden aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu ziehen und die bisher wirkenden Kräfte in ununterbrochener Kausalität als weiterhin gestaltend anzunehmen. Dabei überwog der optimistische Glaube, daß die Entwicklung zu größerer Vollkommenheit führe.

Diese vertrauensselige Auslegung wurde schließlich durch die Erkenntnis gehemmt, daß es unerwartete plötzliche Veränderungen gebe. Die Kenntnis der Mutationen teilte sich von den Naturwissenschaften den Geistes- und Sozialwissenschaften mit, und auch die Erfahrungen der politischen Geschichte der letzten fünfzig Jahre lehrten, daß man nicht prophezeien kann. Allzu gradlinig verläuft die Entwicklung nicht.

Jedoch sollten wir nicht in das Gegenteil verfallen und das Fragen nach dem Kommenden ganz einstellen; denn die Vergangenheit beeinflusst stets die Gegenwart und durch sie die Zukunft. Ihre Kräfte versinken keineswegs in das Nichts. Sie werden vom scheinbar Neuen zurückgedrängt; sie treten in den Hintergrund, verbergen sich; aber ihre Stunde kommt wieder, niemals in völlig gleicher Wiederholung. Manches zeigt sich abgeschwächt, anderes verstärkt. Die Elemente der Geschehnisse sind neu gemischt. Je tiefer man in Durchbrechung der Oberfläche in das Verständnis des Zeitalters dringt, desto mehr erkennt man, wie viel vom wahrhaft Wesentlichen gleich bleibt.

Vorsicht, Mißtrauen gegen die eigenen Deutungen ist gewiß stets notwendig. Gerade weil wir mit Bestimmtheit nichts über die Zukunft aussagen können, überlassen wir uns gern unseren eigenen Wünschen und Befürchtungen und kommen von unserer Subjektivität nicht los.

Unsere Fragen an die Zukunft unserer Kultur, die hier im folgenden gestellt werden sollen, betreffen nicht Ereignisse, die wir zu prophezeien unternehmen, sondern lassen sich, in zwei Komplexe zerlegt, so formulieren:

1. Was tragen wir aus Gegenwart und Vergangenheit in die Zukunft? Was wird auf Grund unserer Erfahrungen in neuen Verbindungen weiterwirken? Dieser Fragenkomplex baut sich auf dem wissenschaftlichen Fundament der objektiven Beobachtungen auf, ist an der Hand von Tatsachen nachprüfbar, wenn auch beim Anspruche auf volle Gültigkeit dem Zweifel ausgesetzt.

2. Der andere Bereich betrifft die Sphären des Wertens, der Auslegung nach Wünschen und Befürchtungen; vom Sein geht man zum Sollen und Nicht-Sollen über. Man muß sich Rechenschaft über den Einfluß der eigenen Vorlieben und Abneigungen geben. Aber herrschend ist der *sittliche* Wille, von dem Zeugnis zu geben, was man für das Rechte (nicht bloß das Richtige) hält. Jetzt lautet die Frage:

Was *soll* weiter wirken? Was *soll* vermieden werden?

Einer korrekten Methode würde es entsprechen, die beiden Aufgaben streng zu trennen und etwa in einem ersten Hauptteile die objektiven Feststellungen und im zweiten die subjektiven Beurteilungen zu geben. Das ist jedoch, wenn man von der Zukunft spricht, nicht durchführbar. Es handelt sich dabei um Erwartungen und Befürchtungen, um Hoffnungen und Sorgen, die immer im Gefühlsbereiche wurzeln. Notwendig ist jedoch, sich dieser Herkunft der Gedanken bewußt zu bleiben, das Subjektive nicht als objektiv auszugeben, sondern nach Kräften durch Hinweis auf allgemeine Erfahrungen zu stützen.

## II.

Nun aber: Was wird hier unter *Kultur* verstanden? Wir wollen diesen Begriff nicht im Sinne *jeder Art* von Verfeinerung und Veredelung, also in ihrem weiteren Sinne, sondern im speziellen im Gegensatz zur Zivilisation verstehen. Dabei besteht die Schwierigkeit, daß diese Alternative im deutschen, hier angewendeten Sprachgebrauche anders aufgefaßt wird als in der englischen und französischen Übung. Hier betrachten wir Kultur im Sinne der Pflege, Förderung und Aufrechterhaltung des geistig-seelischen Lebens und der positiven Beziehungen der Menschen untereinander; dagegen erscheint uns die Zivilisation als Verbesserung der äußeren Lebensführung im Umgehen mit Sachgütern. Jedoch soll die mannigfache Abhängigkeit jedes der beiden Gebiete voneinander nicht verkannt werden, besonders nicht der soziale Zusammenhang von Wirtschaft und Politik mit dem Seelenleben. Aber die ökonomischen und politischen Fragen gehen uns

hier nur soweit an, wie sie zur Klärung des kulturellen Lebens von Bedeutung sind.

Häufig ist der Blick, wenn man von Kultur spricht, auf die Erzeugnisse von Kunst, Wissenschaft und Technik gerichtet. Damit tritt die Welt der Dinge, der greif- und wahrnehmbaren Sachen in den Vordergrund. In *ihrer* Verfeinerung sieht man Kultur. Das ist jedoch nicht das leitende Prinzip unserer Ausführungen. Unser Blick ist, wie gesagt, hier auf die Gestaltung der Beziehungen von Mensch zu Mensch gerichtet. Kultur gilt uns als ein und dasselbe wie veredelter Verkehr zwischen Menschen; der Wir-Zusammenhang ist uns das Entscheidende<sup>1</sup>. Dabei wird nicht verkannt, daß Kunst, Technik und der mit der Dingwelt befaßte Teil der Wissenschaft mannigfache Wirkungen auf die sozialen Verbindungen ausüben, wie jene Gebiete ihrerseits vom Sozialen abhängig sind. Die Veredelung des zwischenmenschlichen Zusammenhangs kommt nicht zuletzt in der Kunst zum Ausdruck, und ohne wissenschaftlich geförderte Technik gibt es keine Bewältigung der größten Schwierigkeit der Zukunft, des Drucks der stark wachsenden Bevölkerung.

Jedoch die *Produkte* menschlicher Betätigung in Kunst und Technik sind nicht unser eigentlicher Gegenstand, sondern gelegentlich nur ihre Einwirkungen auf den sozialen Zusammenhang. Er ist verwickelt genug. Ohne Pflege des Schönen ist eine Erhebung der sonst dumpf danieder liegenden Seelenkräfte der großen Massen nicht möglich; sie gehört zur Kulturpflege.

Es wird auch zu zeigen sein, daß ein sympathetischer Zusammenhang der Menschen, den wir als Kulturziel obenan stellen, die freie Entfaltung der individuellen Kräfte nicht hemmen darf; das freie Schaffen genialer Persönlichkeiten gehört ebenso dazu wie die Harmonisierung der sozialen Klassen. Ist Freiheit Ziel der Gesellschaftsordnung, so entfalten sich aber auch die Begabungen. Tiefer veranlagte und talentierte Personen können alsdann ihre Gaben frei darbieten. Die Pflege der veredelten und veredelnden Betätigung *vor* die glückliche Entfaltung der allgemeinen zwischenmenschlichen Beziehungen zu stellen, heißt jedoch, den zweiten Schritt vor dem ersten tun zu wollen. Wenn hier (wie noch hervorgehoben werden soll) die Verminderung des Leides als das wichtigste Kulturziel aufgestellt wird, so richten wir den Blick auf das Nächste, Notwendigste, aber Schwierigste.

Vor allem muß zur Erläuterung unseres Themas noch dies ausgesprochen werden: Der hier zu machende Versuch, in die Zukunft zu

---

<sup>1</sup> Vgl. Leopold von Wiese, *Das Ich-Wir-Verhältnis*. Berlin 1962.



blicken, beruht auf der Voraussetzung, daß sie für unser und die uns nahestehenden Völker keine heftigen Zerstörungen von außen bringt, daß Kriege (Niederlagen oder auch Siege) ausbleiben. Unser Blick ist auch nicht auf das Problem Europa oder Menschheitsverbrüderung gerichtet<sup>2</sup>. Auch hierzu muß gleich gesagt sein, daß die große Bedeutung dieser außenpolitischen Möglichkeiten, die alles Spintisieren über die Zukunft zunichte machen können, keineswegs verkannt wird. Das gehört in das Kapitel der Mutationen, zu dem wir auch Überraschungen der Weltraum-Physik rechnen. Aber grade in dieser Hinsicht ist die Vermeidung jeder unfachlichen Prophezeiung selbstverständlich. Unsere Fragestellung lautet: Wie kann sich, wenn nicht schwere, folgenreiche, neue Ereignisse politischer oder naturwissenschaftlicher Art eintreten, unsere Zukunft gestalten?

Doch noch ein Zweifel taucht zum Thema Kultur auf. Es wird noch deutlicher werden, daß unser hier zu behandelnder Fragenkreis um Menschenliebe und Leidverminderung kreist. Aber kann man Streben nach Kultur mit — sagen wir in der Sprache des Neuen Testaments — Nächstenliebe gleichsetzen? Bedeutet nicht diese Liebe Mitleid? Müs-sen wir nicht fragen: Ist nicht der Unterschied in der Beschaffenheit der einzelnen Menschen zu groß, als daß man diese Liebe auf die Gesamtheit der höchst unterschiedlichen Menschenkreatur ausdehnen darf? Soll man dem Durchschnittlich-Vulgären die gleichen Rechte auf Förderung zubilligen wie dem Überdurchschnittlichen? Ist nicht das Prinzip der Gleichheit, das man aus dieser Erhöhung der Caritas folgern muß, grade kulturlos? Werden nicht kostbare individuelle Kräfte niedergehalten durch die Rücksicht auf den mangelhaften Durchschnitt und auf das Unterdurchschnittliche? Haben wir Nietzsches Warnung ganz vergessen? Bedeutet nicht Alleingeltung der Caritas, daß sich wertvolle und leistungsfähige Menschen im Dienste des Kranken und nicht Lebensfähigen opfern? Ist es nicht viel nobler, ritterlicher und der Kultur förderlicher, wenn man nur das strahlend Emporstrebende, aber unbekümmert Rücksichtslose als wertvoll anerkennt und das Unkraut, das Schwächliche und Armselige zertritt?

Hier sei schon an eines der Haupterfordernisse einer in die Zukunft schauenden Ethik gerührt: Es gilt einen uralten Fehler zu vermeiden: nur *eine* Norm aufzustellen und nur rigoros *ihre* Durchführung zu fordern. Damit erreicht man keinen Fortschritt, sondern verschiebt nur das Übel von einem Felde auf ein anderes. Es gibt im Sittlichen nicht nur *ein* Rezept, das alle Gebrechen heilt, sondern ein System von Hygiene-Maßregeln, bei dem Übertreibungen eines einzigen Heilverfahrens vermieden werden. Grade im Ausgleich von

<sup>2</sup> Abgesehen von kurzen Bemerkungen im letzten Kapitel.

stets nur bis zu einem gewissen Grade erforderlichen Regeln ist der Sinn des Geheimnisses zu suchen. Die hier geltende Norm ist: kein Prinzip zu übertreiben, sondern dieses Gebrechen der traditionellen Ethik aufzugeben. Man wird, vermute ich, einwenden: Ist nicht dein Prinzip der Liebe auch so ein auf die Spitze getriebenes Moralprinzip? Nein, so ist es nicht gemeint. Es bedeutet Harmonisierung und Rücksichtnahme, Mitempfinden und Mitdenken.

Steht einer solchen undogmatischen Ethik nicht die Natur des Menschen entgegen? Ist nicht ein energischer Appell an den Willen, ein bestimmtes Prinzip rigoros zu verwirklichen, notwendig, wenn man Erfolg erzielen will? Alle Propheten, Moralisten, Volksführer haben stets verkündet, daß nur, wenn man ihrer alleingültigen Norm folgt, Aussicht auf Erfolg gegeben ist. Nur keine Weichheit, Lauheit, Nachgiebigkeit, kein Kompromiß! *Eine Parole, eine Forderung* muß alle Kräfte auf sich richten! Willensanspannung, aber keine Grübelei; kein Ausgleich; kein „sowohl — als auch“, sondern nur: „entweder — oder“!

Aber diese Haltung war der stets wiederkehrende Ausgangspunkt neuen Hasses, neuer Spaltung, neuen Leides.

Man muß — und ich glaube: man darf — heute hoffen, daß diese „ewige“ Wiederholung der Erfahrung mit Moralparolen jetzt endlich in der Ablehnung des Fanatismus und in einer gerechten Würdigung der Ausgleichung der Normen ihr Ergebnis gefunden hat, und daß sich die Gefühlskraft der Liebe mit der Vernunft verbrüdet und wir nach all den schweren Erfahrungen nicht mehr der mordenden Leidenschaft bedürfen. Gewiß ist Einsicht in die Gesetze des sozialen Lebens dazu erforderlich. Wer alle Gegensätze und Disharmonien durch eine Ethik des nivellierenden Ausgleichs beseitigen will, verkennet die Verwickeltheit des sozialen Lebens, in dem die unmittelbaren Folgen oft den mittelbaren widersprechen. Manches, was beim ersten Versuch in der Handlungssphäre heilvoll oder unheilvoll erscheint, kehrt sich später ins Gegenteil. Soll man nun den Dingen ihren Lauf lassen und dem Ausgleich durch die Naturkräfte vertrauen? Unsere Erkenntnis reicht nicht weit; es gibt Zusammenhänge, die wir nicht zu durchschauen vermögen.

Aber blicke um dich, blicke in dich! Wieviele geheime Nöte gibt es, wieviel Gewalttat, Betrug, Unterdrückung! Soll man diese Not der kalten Natur überlassen? Es handelt sich nicht um neue bedrückende Befehlsgesetze, sondern um Hilfe. Im Augenblick mag in Deutschland der oberflächliche Eindruck äußeren Wohllebens eines Teils der Bevölkerung täuschen. Wir wollen Liebe als Prinzip des Handelns nicht bloß für den individuellen Verkehr voranstellen, sondern —

das ist das Neue an der alten christlichen Forderung — für alle Körperschaften, nicht zuletzt für Staaten und Quasistaaten. Das macht ein Umdenken in der Beurteilung des *öffentlichen*, nicht bloß des privaten Lebens notwendig. Gerade weil man individuelles Leid (Krankheit, Alter z. B.) nicht aus der Welt schaffen kann, muß das Augenmerk auf das universale Schicksal der in Gruppen und Körperschaften organisierten Menschen gerichtet sein und muß man den hier wal tenden uneingeschränkten Egoismus bekämpfen.

Dadurch bekommt die scheinbar sentimentale oder weltfremde Forderung der Liebe einen bestimmten, realistischen und neuen Sinn. Die allgemeine politische und überpolitische Parole lautet: Betrachte die „anderen“ als gleichberechtigt; sie fühlen wie du Leid und Freude. Fremde soziale Gebilde haben die gleiche Daseinsberechtigung wie die, denen du angehörst; sie sind auch deine „Nächsten“!

Das Wichtigste ist die rechte Harmonisierung des Persönlichen mit dem Sozialen — nicht nur so, daß der einzelne das Soziale respektiert, sondern die sozialen Gebilde das Menschliche. Es handelt sich nicht bloß um juridisch gefaßte Menschenrechte, sondern um die Praxis der allgemeinen Verbundenheit aller Ichheiten. Der homo sapiens ist durchaus nicht ein von der Natur oder dem Schöpfer bevorzugtes Geschöpf. Er besitzt nicht die glückliche Unwissenheit des Tiers über sich selbst, sondern nur eine höchst unvollständige Erkenntnis. Zwischen Glauben an seine Bestimmung zu ewiger Seligkeit und Verzweiflung über seine Nichtigkeit schwankt er hin und her. Was ist willkürliche Auslegung, was ist Wahrheit? Offenbarungen werden uns nicht mehr zuteil. Das allein gelassene, irrende Ich fühlt sich vereinsamt. Aber aus der Gemeinsamkeit des Geschicks lassen sich tröstende Kräfte entwickeln.

Es ist sinnlos, das kreatürliche, allen bestimmte Menschenlos durch gegenseitiges Bekämpfen und Verdrängen noch unerträglicher zu gestalten. Einander auszumerzen oder ohnmächtig zu machen, ist nichts als Wahnsinn.

Es bleibt noch eine kurze Bemerkung zum Fürworte „unser“. Ist damit das deutsche Volk gemeint und wird ein nationaler Anspruch erhoben? Die Antwort ist: unsere Betrachtung ist nicht nur vaterländisch, aber auch nicht nur kosmopolitisch. Manches ist in erster Linie deutsches Anliegen und betrifft sowohl die Aufrechterhaltung von guten nationalen Fähigkeiten wie die Ausschaltung von Mängeln, die häufig bei Deutschen beobachtet werden können. Manches geht Europa — Amerika an, schließlich im letzten, in die Ferne weisenden Betracht die Menschheit.



### III.

Schon in der während des zweiten Weltkrieges entstandenen „Ethik“<sup>3</sup> und in mehreren darauf folgenden Schriften habe ich als die sittliche und kulturelle Aufgabe für die Zukunft die Verminderung des hinabziehenden Leidens und die Vertiefung und Betätigung der Liebe zu den Mitmenschen hervorgekehrt.

Das scheint eine Wiederholung der Forderung der christlichen Evangelien zu sein, wie sie von allen Kanzeln gepredigt wird. Es liegt jedoch ein neues Postulat in dieser Norm, der Imperativ nämlich, daß Liebe und Leidverminderung vom Individual- und Familienleben auf alle *sozialen Gebilde*, besonders auf den Staat ausgedehnt werden müssen und auch die Politik erfassen sollen. Das ist untraditionell, ja revolutionär. Die damit gestellte Aufgabe erfordert einen langen Erziehungsprozeß. Schon die Interpretation der scheinbar alltäglichen Begriffe Liebe und Leid ist keineswegs einfach. Was wird nicht alles Liebe genannt! Man könnte unter ihr die verschiedenen Arten der gefühlsmäßigen Hinneigung zum anderen Menschen oder zu den anderen Menschen verstehen. Aber es gibt Eigenliebe; es gibt Narzißmus, und es gibt Liebe zur außermenschlichen Kreatur, Liebe zur Gottheit oder der Natur. Psychologisch könnte argumentiert werden, daß es sich stets um ein Gegenüber handelt, dem man sich mit Befriedigung oder mit Wonne hingibt. Auch bei der Liebe zum eigenen Ich ist die Person gespalten in ein aktives und ein passives Element. Bei der Liebe zu übersinnlichen Kräften, personifiziert man sie — mehr oder weniger deutlich.

Soll man die Liebe in letzter Abstraktion eine *Idee* nennen, wie die antike Philosophie den Eros aufgefaßt hat?

Manche Philosophen sehen seit Plato in der *Idee* die höchste, allgemeinste Bekundung des Geistes, in der er über die Bindung an die Wahrnehmung und die Logik zu einer Schau des Absoluten emporsteigt in die Reinheit einer von allen Interessen der Zeitlichkeit freien Sphäre der Vernunft. Ich möchte diese Kraft innerer Schauung nicht als Idee bezeichnen, weil sie nicht aus der Denktätigkeit stammt und nicht durch Manipulationen des Verstandes erreicht werden kann. Will man sie durch ein Wort wiedergeben, das das schwer Ausdrückbare bezeichnen soll, so sollte man sie nicht Idee, sondern Gefühl, höchste Gefühlskraft nennen, wobei sich allerdings dieselbe Schwierigkeit ergibt, daß sehr viel Mindererhabenes auch mit diesem Worte benannt wird. Aber tiefe, durchseelte Liebe bekundet sich als Gefühl, nicht als Idee; erst das Nachdenken über sie

<sup>3</sup> Vgl. Leopold von Wiese, *Ethik in der Schauweise der Wissenschaften vom Menschen und von der Gesellschaft*, 2. Aufl., Bern 1960.

wandelt sie zu einer Idee, wobei aber stets die eigentliche Kraft der Liebe zum mindesten eine Abschwächung ihrer Lebendigkeit erfährt. Volkstümlich und kindlich ausgedrückt, nennen wir sie die Kraft des Herzens.

Aber diese Kraft des Herzens, nicht des „Kopfes“, bekundet sich nicht bloß in der Hingabe an das als göttlich ausgelegte Überirdische, sondern in allen Stufen des Verlangens nach dem „Anderen“ von der geschlechtlichen Wollust bis zur Andacht des Betenden. Daß wir die unzähligen Äußerungsweisen der Hingabe alle als Liebe bezeichnen, deutet darauf hin, daß etwas Gemeinsames in ihnen besteht. Der Stärkegrad des Gefühls wiederum ist sehr verschieden und läuft nicht den vom Ziele aus betrachteten Arten parallel. Körperliche Wollust wird bisweilen bei entsprechender Veranlagung und Gewöhnung stärker empfunden als die manchmal nur blasse Hingabe an ewige Werte. Auch gibt es recht tragische Wandlungen von Sehnsucht nach dem Überirdischen zur Körperlichkeit und von Wollust zur Beseeltheit oder — etwas ganz anderes — zur vernünftigen Einsicht.

Hier wird deutlich, daß der Sprachgebrauch im Worte Liebe zwei verschiedene Bekundungen verbindet, die ichbezogene, persönliche Angelegenheit und die soziale Verbindung. In der Sprache der Religionen, besonders in der christlichen Auffassung ist Liebe keine Bekundung der Befriedigung des Ich, sondern grade entgegengesetzt Ichverleugnung und opferbereiter Wille zur Gemeinschaft. Zwischen Erotik und Caritas besteht ein tiefer Unterschied. Bisweilen wandelt sich sinnliche Hingabe in Mitleid, Fürsorgepflicht und Barmherzigkeit, die Caritas aber in die Mystik schwärmerischer Hingabe. Die Regel ist jedoch, daß das soziale Interesse an anderen Personen von der Leidenschaft der Erotik weit entfernt ist, aber ihr an Wille zur Hilfsbereitschaft und vernünftiger Regelung der zwischenmenschlichen Beziehungen überlegen ist. So gibt es einen Weg der Teilnahme vom Paare zur Gruppe und weiter zu den Universalgebilden des Volks, des Staates, des Kulturverbandes und der Menschheit. Die Frage ist, ob sich die Caritas auch auf diesen weiteren Menschenkreis erstrecken kann, und wie sie in diesem Falle geartet ist.

Die Antwort ist: Sie wird aus einem starken Gefühle eine Idee — nicht so, daß alle Gefühlskräfte dabei verloren gehen und durch den Gedanken vernichtet werden. Aber das sinnliche Element, das für die Erotik bestimmend ist, schwächt sich mehr und mehr ab, je größer der Kreis wird, auf den sich die soziale Liebe richtet. Dafür mischen sich die Gefühle der Zuneigung in wachsendem Maße mit Erwägungen des Nutzens, Erkenntnis der Vorteile des friedlichen Zusammenhangs und der Gegenseitigkeit, der zweckmäßigen Organisation, des Wissens um die Wahrheit des Satzes „Wie du mir, so ich dir!“ Von der



*Leidenschaft* der Erotik ist in der Regel nichts mehr übrig geblieben, wenn man von krankhaften Fällen einer sich auf die Gruppe richtenden politischen Leidenschaft oder der Schwärmerei bestimmter Sekten absieht. Die Erotik hat im normalen größeren Sozialverbände keine Stätte mehr; sie ist eine Sache des Paares oder der kleinen Gruppe.

Soll man dieses rationalisierte Hingabeverhältnis noch Liebe nennen? Würde vielleicht das Wort *Sympathie* bezeichnender sein? Zwischen *Sympathie* und leidenschaftsloser Liebe besteht kein Unterschied; denn *Sympathie* bedeutet die Fähigkeit, mit dem anderen zu leiden, und das ist das wichtigste Element der sozialen Liebe. Jedoch drückt das Wort *Liebe* den inneren Zusammenhang mit der individuellen Liebe deutlicher aus. Auch die soziale Liebe darf sich nicht in Erwägungen des Nutzens erschöpfen; sie muß in den Gefühlsbereich des persönlichen Innenlebens mit aufgenommen werden. Ihre letzte Quelle ist das Gefühl der Verbundenheit aller Kreatur, vor allem zwischen allen Menschen. Dabei bestehen gewiß mannigfache Gradabstufungen. Der durch allgemeine *Sympathie* gegebene Zusammenhang wird stets dadurch unterbrochen und abgelenkt, daß auf bestimmte *Personen* stärkere Gefühle der Zuneigung oder des Hasses gerichtet sind.

Das eigentliche Bindeglied zwischen Liebe von Person zu Person und sozialer *Sympathie* ist das Mitleid, die Fähigkeit, im anderen Menschen die gleiche lebende Kreatur zu sehen, für die man sich selbst hält. Man begreift: Unser aller Schicksal ist in den Grundzügen das gleiche. Wir sind alle sterblich, irren in einer uns unverständlichen Welt, leiden Schmerzen und Angst, welken nach kurzem Blühen und werden von den Schrecken der Einsamkeit geplagt, wenn wir uns nicht voll *Sympathie* aneinander schließen.

Es scheint so selbstverständlich, daß sich die dem gleichen Schicksal unterworfenen Menschen zu einer Gemeinschaft zusammenschließen, um das Dasein erträglich zu machen, also die Gefühlskräfte der vergeistigten, rationalisierten Liebe in den Dienst der Verbundenheit zu stellen, um sich selbst und den anderen das Dasein erträglich zu machen.

Die Geschichte und die Beobachtung der Gegenwart lehrt, daß das Gegenteil bei weitem überwiegt. Sie lehren, daß der Stärkere den Schwächeren knechtet, beseitigt, wenn er ihn nicht als Werkzeug für seine Zwecke benutzen kann. Gewiß hat sich das individuelle Alleinsein durch Organisation in Gruppenverhältnisse gewandelt; aber sie dienen zum einen Teil der Vermehrung der Macht der Starken, zum anderen dem Widerstand gegen Übermächtigung. Sie sind Formen des Kampfes der Menschen untereinander.

Um sich in dem unsinnigen ewigen Zwiespalt zu behaupten, wird hier und da Frieden geschlossen, aber nicht aus der Erkenntnis, daß es wie Wahnsinn anmutet, daß sich Menschen, die nach Naturgesetz alle miteinander ein schwer zu bewältigendes Dasein zu führen haben, außerdem noch gegenseitig vernichten oder mit Tücke und Grausamkeit das Leben schwer erträglich gestalten.

Dieser Verurteilung aller Arten von Kampf wird häufig die These entgegengestellt, daß nur er die notwendige Anspannung der kulturfördernden Kräfte hervorbringe; nur der kämpfende, erobernde oder Widerstand leistende Mensch, der sich zu wehren und die Schwächeren zu bändigen imstande ist, sei der wahre, wertvolle Mensch.

Richtig daran ist, daß das Menschenleben Aufgaben stellt, die ohne Selbstbeherrschung und Anspannung der Kräfte gar nicht oder nur unvollkommen bewältigt werden können. Das Dasein verlangt tapfere Menschen. Es läßt sich aber nicht bewältigen, wenn der Kampf der sozialen Gruppen diese Kräfte aufzehrt und zerschlägt. Kriege, Ausbeutung und Klassenkampf schaffen Elend für die einen, vorübergehende Vorteile für die vermeintlich und zeitweise Überlegenen, bis für sie die Stunde der Vergeltung schlägt. Diese unablässige Kette von Vergewaltigungen oder Überlistungen schafft keine gesunde Auslese, keinen wahrhaften und beglückenden Fortschritt, sondern eine unsinnige, widerwärtige, erbarmungslose besondere Abart des Kampfes ums Dasein. Gewiß bedarf die Überwindung der Genußsucht und Denkfaulheit der Allzuvielen starker Antriebe. Ganz ohne Wettbewerb, unterschiedliche Behandlung, Belohnung und Bestrafung geht es nicht ab. Einer völligen Gleichschätzung aller Personen soll hier nicht das Wort geredet werden. Aber stärker, viel stärker als alle unterscheidende Bewertung sollte das Gefühl des Zusammenhangs und der Hilfsbereitschaft für alle erreichbaren Mitmenschen sein. Das ist mit sozialer Liebe gemeint, die der individuellen Paargesellschaft die Wärme und die Vorstellung des gemeinsamen Loses entnimmt. Sie vereinigt diese Hingabe mit Erwägungen des allgemeinen Vorteils und der praktischen Zweckmäßigkeit, also mit Kräften, die nicht aus der Liebe, sondern aus Erwägungen des Verstandes stammen. Das Wesentliche ist die Fähigkeit, alle anderen Menschen als Opfer des gleichen Schicksals, als Gefährten auf dem Gange zum Tode aufzufassen und die Verschiedenheit des irdischen Lebens in Leid und Freude als unentbehrliche Variation des gemeinsamen Geschicks zu erkennen.

Die unbeschreiblichen Grausamkeiten, die sich in den letzten Jahrzehnten in Krieg und Scheinfrieden zugetragen haben, waren, psychologisch betrachtet, nur dadurch möglich, daß man die Opfer dieser Untaten nicht als gleichfühlende Lebewesen, sondern als verächtliche

Geschöpfe betrachtete, deren Wehgeschrei kein Echo in der eigenen Brust erweckte. Es führte keine Verbindung vom Herzen des einen zum Herzen des anderen; sie waren Sachen und äußere Hindernisse in den Augen der Mächtigen.

Deshalb können wir das Wort Liebe auch auf die sozialen Beziehungen ausdehnen, weil es zum Ausdruck bringen soll, daß die Einsamkeit des Einzelwesens überwunden werden muß durch Mit- und Nachempfinden nicht nur zwischen Freunden und Verwandten, sondern allgemein zwischen den Menschen, die irgendwo in eine engere Berührung zueinander treten.

Es ist wahrscheinlich, daß manche Leute eine solche Forderung als überspannt ablehnen werden, weil eine Häufung des eigenen Nachempfindens fremden Leids die Energien und die Freude am Leben zu sehr hemme. Es gebe dann kein sorgloses Aufjauchzen, keinen Genuß, keine Unbefangenheit mehr.

Gewiß soll nicht eine allgemeine Tränenseligkeit und Lustlosigkeit gefordert werden. Zu verlangen, daß die Schmerzen der vom Schicksale hart Verfolgten, der Kranken, der von Reue Geplagten und der Verkommenen in ganzer Höhe von den Lebensfrohen und Genießenden nachempfunden werden, ist ebenso verwerflich wie die Lieblosigkeit. Vielleicht ist das Wort Hingabe für die soziale Liebe zu hoch gegriffen; vielleicht sollte man besser von Berührtheit und Einfluß reden. Aber die soziale Liebe hat viele Färbungen — je nach der Artung der beteiligten Personen. Es kommt vor allem auf das *Handeln* an. Auch dürfen sich die Regeln des Verhaltens nicht zu kategorischen Imperativen, zu erzwungenen Pflichten entwickeln; sie müssen durch Erziehung zu gern bekundeten Überzeugungen werden.

Jedoch noch ein Einwand: Grade an diese auf die praktische Betätigung gerichtete Auffassung kann sich der Zweifel heften, ob bei aller Anerkennung des Motivs nicht andere soziale Ziele der gegenwärtigen und zukünftigen Lage der Völker mehr entsprechen. Sind wir der Aufgabe, die allgemeine Menschenliebe zum Richtmaß zu machen, überhaupt angesichts der Schwierigkeiten des tatsächlich gelebten Lebens gewachsen? Vor allem stellt die beständige *Bevölkerungszunahme* so verwickelte Aufgaben für jede Art Technik, daß es notwendig erscheinen mag, statt Menschenliebe in erster Linie Arbeitsfleiß, sachliche Kenntnisse, zweckmäßige Organisation und Mechanisierung zu fordern. Die Aufgaben, die die notwendige Bewältigung der äußeren Natur stellt, sind so umfangreich und schwierig, daß es, könnte man meinen, mehr auf die fachlichen, arbeitsteiligen Leistungen ankomme als auf die Gesinnungen.

Aber auch wenn man sein Augenmerk mehr auf diese technischen Anforderungen richtet, wird man gewahr, daß ihre richtige Ausfüh-



rung sehr vom sympathetischen Zusammenhange der Menschen abhängt. Groll, Neid, Dünkel zerstören auch die technischen Werke, und vertrauensvolle, freundschaftliche Gemeinschaft fördert jede Art von sozialer Arbeit. Dagegen ist die Gefahr groß, daß das beständige Streben, den Geld- und sonstigen Sachertrag zu steigern, Mitgefühl und Nächstenliebe vernichten, und daß nur die Gier nach dem Mehr an materiellen Gewinnen übrigbleibt. Die gemeine Vorstellung, daß die Pflege von Geist und Seele und damit die Liebe Äußerungen einer praktisch unbrauchbaren Weltfremdheit seien, ist eines der bedenklichsten Merkmale der Gegenwart. Diese Urteilsweise wird von der Plutokratie gefördert, die das Verhältnis unter den Menschen zum kalten Erstarren in Selbstsucht gestaltet.

Es kann aber nicht gelegnet werden, daß die *technischen* Aufgaben, die Europa heute gestellt sind, nicht unterschätzt werden dürfen, da die vielen Millionen Menschen unseres Erdteils sonst nicht existieren könnten. Aber der technische Apparat ist nur eine äußere Notwendigkeit, bei dessen Alleingeltung die Menschen zu bloßen Werkzeugen eines riesigen mechanischen Prozesses werden. Die Seelen erkalten. Nur die Wärme des Mitgefühls mit den Schicksalsgefährten verleiht dem praktischen Kampfe ums Dasein den Schwung der Beglückung.

Doch es handelt sich bei der Hervorhebung der sozialen Liebe im Rahmen des zwischenmenschlichen Daseins nicht in erster Linie um Beglückung, sondern vor allem um Verminderung des Leids, also um Einschränkung der zerstörenden Kräfte. Die Möglichkeit und Fähigkeit, die Leiden des Daseins zu bändigen, liegt weniger in der Hand der einzelnen; sie wird stark vom objektiven Zustande des sozialen Zusammenhangs bestimmt. Leidverminderung aus Menschenliebe geht zumeist über die Kraft des einzelnen hinaus; sie ist vor allem eine soziale Angelegenheit.

Hat das Gebot der Liebe kein ideelles Fundament? Vom Standpunkte der Religiosität kann man entgegenen, daß es eines solchen nicht bedarf. Gottes Gebot und Christi Satz: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ seien die unerschütterliche Basis; jede andere Begründung sei hinfällig. Aber der nach Erkenntnis verlangende Mensch stellt ruhelos die Frage: Wie kann ich etwas tun oder lassen, das ich nicht einzusehen vermag? Mag mein Wissen nicht ausreichen, die Welträtsel zu lösen; etwas anderes ist die Begründung von Anforderungen, die an *mein Handeln* gestellt werden. Auch wenn ich mich gläubig und demütig Gottes Willen füge, ist es notwendig, daß ich den Inhalt des Imperativs begrüße und erkenne, was mit der Forderung gemeint ist.

Der Unterschied zwischen den in Glaubensbekenntnissen kanonisierten Dogmen und dem Liebesgebot liegt darin, daß dieses Gebot nicht über die Fassungskraft unserer Vernunft hinausgeht. Es läßt sich *auch* aus dem *Nutzen* ableiten, der sich aus seiner Befolgung ergibt. Für den Zweifler liegt auch ein Vorzug der Liebe über den Glauben darin, daß ihre Befolgung an keine Konfession gebunden ist. Es wird nicht erwartet, daß der entsprechend Handelnde an ein Fortleben seiner Person nach dem Tode glaubt. Zum Ethos der Liebe kann sich der Atheist ebenso bekennen wie der Strenggläubige. Der einzelne kann Glauben und Sympathie verknüpfen; es ist aber kein Gebot einer solchen Verbindung vorhanden. Nur darf ihn sein religiöses Bekenntnis nicht nötigen, seine Hilfsbereitschaft nur auf einen bestimmten Kreis von Glaubensgefährten zu beschränken. Liebe ist Toleranz.

Soziale Liebe kann sich vor allem auf den Agnostizismus (das Ignoro) stützen. Grade die Erkenntnis, daß man über das Metaphysische nichts aussagen kann, und daß sich aus diesem Mangel Einsamkeit und Ungewißheit ergibt, führt dazu, Anschluß an die Mitmenschen zu suchen, um in ihnen einen Hort im Irrgarten des Lebens zu besitzen. Unerschütterlicher Glaube kann im Gegensatz dazu zu einer Überschätzung des Ego führen, zu dem Anspruche: Ich fühle mich mit meinem Gotte verbunden. Was bedeuten mir die Menschen!

Es wurde oben zu zeigen versucht, daß Sympathie auf die Dauer eine praktischere Grundlage des sozialen Lebens ist als Kampf. Aber ebenso dringend schien es mir zu betonen, daß Nützlichkeit keine *ausreichende* Begründung ist. Wird die Liebe aber damit nicht selbst zum Dogma, zu einem Glaubensersatz? Muß man nicht sagen, daß sich realistisch denkende Menschen von heute zwar von der Bedeutung des Nutzens überzeugen lassen, aber sich vor einem verschleierte Dogma nicht mehr beugen wollen?

In der Tat kann man den Begriff des Dogmas so weit dehnen, daß das Gebot der sozialen Liebe darin eingeschlossen ist. Wenn es hier den Glaubensdogmen gegenübergestellt wurde, so ist der Gegensatz von unbeweisbaren und beweisbaren „Dogmen“ gemeint. (Ich würde vorschlagen, das Wort nur auf die erstgenannte Kategorie zu beschränken.)

Aber was ist der Ideengehalt der sozialen Liebe? Was soll mit ihr erreicht werden? Warum sollten wir die Zukunft auf ihr aufbauen? Läßt es sich lehrsatzmäßig in *einem* Satze sagen?

Gewiß: Die natürliche Gleichheit aller Menschen und ihres Schicksals verbindet sie zu einer Gemeinschaft. Ohne sie ist das Dasein leer und quälend.

Daraus ergibt sich nicht nur die Möglichkeit des Zusammenschlusses; er ist auch ein Ergebnis der Veranlagung, ein Naturgebot. Die Abtrennung des Gefühlslebens von der Wir-Verbindung widerspricht ihm; es bedeutet Unglück für das Ich und für die Anderen.

In der Forderung der sozialen Liebe vereinigen sich das göttliche Gebot, das Naturgesetz und das Streben nach dem Guten.

Mit der Versenkung ins Allgemeine verknüpft sich die spezielle Betrachtung der geschichtlichen Situation unseres und des zukünftigen nächsten Zeitalters. Es fragt sich, ob wir in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht ganz besonders der Verwirklichung dieses Appells bedürfen.

Es wäre eine Aufgabe für diesen letzten Abschnitt, nunmehr mit einer Darstellung der Wesenszüge der *einzelnen* Hauptgebiete der heutigen — speziell der deutschen — Kultur unsere Betrachtungen abzuschließen: Wie läßt sich das Prinzip der Sympathie auf ihnen im einzelnen verwirklichen? Aber das würde über den Rahmen dieser Grundlegung weit hinausführen. Ich muß mich auf Andeutungen und ein paar Beispiele beschränken. Zuvor aber noch einige allgemeinere Bemerkungen, die mit der Beurteilung des Zeitgeistes zusammenhängen. Bei allen vorausgehenden Betrachtungen war der Blick nicht nur auf den universalen Zusammenhang, sondern stillschweigend ebenso auf die politischen, sozialwirtschaftlichen und Verkehrsfragen gerichtet.

#### IV.

Dem Streben nach einheitlicher Beurteilung wird heute bisweilen mit dem Einwande begegnet, daß es überhaupt keine allgemein gültigen Prinzipien mehr gebe und die Einheitlichkeit der alle verbindenden Überzeugungen nicht mehr bestehe. Demgegenüber wird hier grade durch die Hervorkehrung der Sympathie der Anspruch erhoben, daß in ihr die Einheit, das Wesentliche, das überall zu Beachtende und das Fundament des sozialen Zusammenhangs gegeben sei.

Wesentlich ist die Frage: Wieweit sind die hier vorgebrachten Tatsachen, die wir als Mängel des Zeitgeistes betrachten, überhaupt ein Gebiet des *Willens* der einzelnen Menschen, wieweit Ergebnisse der *Situation*, die mit übermächtiger Gewalt den Personen und Gruppen ein Verhalten aufzwingt, dem sie anheimgegeben sind?

Manches ergibt sich bei einer Versenkung in diese Fragen aus der Eigenart und der Situation der heutigen Menschen in Europa und Amerika, manches aber aus natürlichen oder (im Vergleiche zu den inneren, seelischen Vorgängen) als „äußere“ Tatsachen zu bezeichnenden Fakten. Das wohl Folgenreichste wurde bereits öfter hier ge-



nannt: die Bevölkerungsdichtigkeit; auf sie ist die Gestaltung des gegenwärtigen sozialen Lebens in erster Linie zurückzuführen.

Noch einmal taucht hier die bereits oben angerührte Frage auf, ob überhaupt das von außen betrachtete Gebäude der Kultur durch innere Risse, wie sie aus Lieblosigkeit in den Seelen der Menschen entstehen, beschädigt wird? Was braucht sich der um sichtbare Leistungen Beflissene darum zu kümmern, wie es um die Stimmungselemente in den Einzelseelen bestellt ist? Als die Hauptsache erscheint ihm, besonders manchem Kulturkritiker, die *Leistung*. Sie wird durch Neid, Geltungsbedürfnis und Gehorsam beflügelt. Ob sich die Menschen bei alldem glücklich fühlen, ist eine, wie er meint, ihn nicht angehende Frage.

Wenn sich aber die Gegensätze zwischen äußerem Gebaren und Innenleben häufen, stehen wir vor einer Unwahrhaftigkeit. Der scheinbar feste Bau der Kultur erweist sich als bröckelig. Die innere Unzufriedenheit wird zum Verlangen nach Umsturz des stolzen Außengebäudes. Es entsteht eine unheilvolle Verwechslung von Vorgängen in der einsamen Seele mit Zusammenhängen in der Außenwelt. Man zieht die Schlußfolgerung: die Umwelt ist schlecht, ist reif zur Zerstörung. Die schwer entwirrbare Verschlungenheit von außen und innen bekundet sich auch hier.

Dabei zeigt sich eine starke Neigung der großen Mehrheit heutiger Menschen: Sie unterdrücken oder verbergen ihren Schmerz nach außen. Tränen sind verpönt — ganz im Gegensatz zur Antike oder zur Romantik. Innere Nöte durch Weinen zu erleichtern, gilt bei Erwachsenen als unangemessen. Aber die scheinbare Bewältigung des Schmerzes bedeutet nur seine Verdrängung und Verschiebung. Das Leid bleibt in unveränderter Gestalt.

Zu der Frage nach dem Verhältnisse von sozialer Situation und persönlicher Artung gesellt sich noch das Problem der Beziehung des Zeitgeistes zur Vergangenheit. Manches, was wir jenem zur Last legen, erklärt sich aus der im Kern unveränderlichen, übergeschichtlichen Gestaltetheit der allgemein menschlichen Daseinsbedingungen. (Das ist auch der Grund, weshalb hier nicht von Leidbeseitigung, sondern von seiner Verminderung gesprochen wird.)

Aber wenn hier die Unabänderlichkeit des Menschenloses hervorgekehrt wird, darf doch innerhalb dieses Rahmens die Besonderheit des Zeitgeistes nicht übersehen werden. Die Verwirklichung der Forderung der Sympathie ist heute nach vielen bitteren Erfahrungen und einer langen Bahn der geschichtlichen Entwicklung leichter, aber auch schwerer als früher. Der einfache, kindliche Inhalt des Begriffs Nächstenliebe ist entschwunden. Es genügt nicht zu fordern: Gib dem Bettler, hilf dem Kranken, sei geduldig und milde! Die Verwirk-

lichung zeigt sich besonders darin, daß diejenigen, die durch schlaue Verfolgung ihrer selbstsüchtigen Interessen zu Vermögen und Ansehen, die beide eng zusammenhängen, gelangt sind, sich nicht selten als für ihre Mitmenschen nützlicher erweisen als andere. Sie können ihnen größere Wohltaten bereiten als die Liebevollen, aber Armen und Einflußlosen. Die Wohlhabenden genießen nicht nur die Vorteile einer eigenen gesteigerten Lebensführung, sondern auch die innere Befriedigung, anderen Menschen nützlich und behilflich sein zu können. Damit bekommt das einseitige Streben nach reicherer Gestaltung des äußeren Lebens eine sittliche Rechtfertigung: Dadurch, daß man hauptsächlich bestrebt ist, einen errechenbaren Geld- und Machtvorteil zu erlangen, dient man mittelbar dem Nächsten.

Der moderne Staat — grade auch der demokratische, der eine Tendenz zur Plutokratie aufweist — verwöhnt seine wohlhabenden Bürger (z. B. durch Steuererleichterungen) nicht nur, weil es sich für ihn bezahlt macht, sondern mittelbar, weil diese Bevorzugung dem Ganzen, repräsentiert durch seine Funktionäre, zugute kommt.

Durchaus wohlmeinende, sozial nicht unempfindliche Beurteiler behaupten bisweilen in intimen Gesprächen, daß ein klar denkender Egoismus in der Endwirkung dem Altruismus überlegen sei. Es fehlen den idealistischen Ethikern am Verständnis für den komplizierten Zusammenhang von Geben und Nehmen.

Aber mit diesem Triumph der Lebensklugheit, der oft nichts anderes als berechnende Schlauheit ist, verknüpft sich eine Verlagerung der inneren Werte in die Außenwelt. Der Spott, der um die Mundwinkel der Priester des meßbaren Nutzens spielt, wenn sie einem Eiferer der Nächstenliebe lauschen, bedeutet: Was ist in Wahrheit nützlicher für die Welt, in der wir leben, du mit deiner unzeitgemäßen Predigt oder ich mit meiner mir voll bewußten Selbstsucht?

Die Skepsis, mit der die christliche Nächstenliebe, aber auch die Liebe zwischen Mann und Frau, die Verehrung der Kinder für ihre Eltern, die über die körperliche Neigung hinausgehende Hingabe der Geschlechter heute oft beurteilt werden, gibt sich den Anschein reifer Lebenserfahrung und Menschenkenntnis. Sie kann gewiß manche Beispiele für die Überlegenheit ihrer Auffassungen anführen. Man braucht nur das Wort „Sentimentalität“ auszusprechen. Durch den Einwurf: „Du bist eben sentimental“ wird eine nachwirkende Einschränkung bewirkt. Diese Vokabel „sentimental“ genügt, um ein Schamgefühl in dem hervorzurufen, der an Mitgefühl appelliert. Den also Betroffenen kann man aber nur anraten: Lasset euch nicht irre machen, nehmt dieses Attribut nicht als Herabsetzung, sondern als Anerkennung. Wagt es, sentimental zu sein!

Dabei ist freilich an echte und wahre Gefühle gedacht, nicht an vorgespielte und gekünstelte. Die Abgrenzung von echt und unecht ist nicht immer leicht, weil das, was in der Mentalität des einen unecht erscheint, im Innenleben des anderen aus wahren Empfinden stammen mag.

Jedoch bedeutet die hier ausgesprochene Forderung: Unsere Kultur muß eine Kultur der Nahen- und Fernen-Liebe sein, nicht einen Rückschritt in die Zeit des Urchristentums. Sie macht sich die Erfahrungen späterer Jahrhunderte bis zum Kapitalismus und Nationalismus zu eigen. Die zukünftige Art Kultur soll kein Zurückweichen in die Kindheit sein; sie ist überreich an Verwicklungen. Sie sucht aber aus den „Opposita“ zu einer „Coincidentia“ zu gelangen. Sie stellt auch für den Verstand Aufgaben, die nicht weniger Einsicht und Klarheit verlangen als die Übung des Selbstinteresses. Die Klugheit zeigt sich bei ihr darin, daß man sich nicht nur von den Wünschen und Befürchtungen des Augenblicks leiten läßt und sich den Instinkten hingibt, sondern die Wandlung der Lebensverhältnisse beachtet und sich vorzustellen versucht, wie sie in zehn oder zwanzig Jahren beschaffen sein werden. Gewiß kann diese Versenkung in das doch nicht Berechenbare die Tatkraft lähmen und schlimmere Folgen haben als die Hingabe an die Stunde. Immer besteht die Lebenskunst in der Abwägung. Nur darf es nicht bloß ein Kalkulieren mit augenblicklichen Vorteilen sein, sondern Ergriffenheit von Gefühlen, die über das Gegenwärtige hinausgehen, verbunden mit der Erkenntnis der gegenwärtigen Lebensbedingungen.

Und nun zum Schlusse der oben angekündigte Blick auf einige Hauptgebiete der heutigen — speziell der deutschen — Kulturaufgaben. Die Fülle der Problematik drängt sich auf. Das gilt vor allem für die Politik, hier wieder besonders für die Außenpolitik. Mit ihren Aufgaben verknüpfen sich — auch im Hinblick auf die Innenpolitik — die Probleme des Rechts, zumal des Strafrechts. Weiter die Fragen, die das Verhältnis der beiden Geschlechter betreffen, speziell Ehe und Familie, weiter Erziehungsaufgaben, Klassenprobleme, zumal Arbeiterfragen, Gesundheitspflege, Altersfürsorge und noch manches anderes.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Außenpolitik, die vom West-Ost-Verhältnis beherrscht wird. Gegenwärtig, im Sommer 1962, umspült uns eine Welle des Optimismus in der Frage von Krieg und Frieden. Es könne keinen großen Krieg mehr geben, weil infolge der Überbewaffnung beider Seiten die Opfer unfassbar groß sein würden. Diese Hoffnung erinnert an die Stimmung vor dem ersten Weltkriege, wo auch vielfach angenommen wurde, daß die starke Bewaffnung zu



sehr vom Bruche des Friedens abschrecke. Übermaß der Rüstung kann ebenso sehr zum Kriege führen wie von ihm abschrecken. Aber auch wenn ein Krieg, in den Deutschland hineingezogen würde, nicht zu erwarten wäre, kann der Zustand im Verhältnis der Staaten nur erträglich werden, wenn aufrichtige Versöhnungen zustandekommen. Nur durch Freundschaft — zunächst zwischen den Staaten des Westens — kann der Friede gewahrt bleiben.

Dabei erhebt sich die Frage, wie weit diese „Freundschaft“ reichen soll? Sollen die Völker Europas nur das Ziel eines positiven Vertragsverhältnisses bei völliger nationaler Souveränität oder deren Verringerung zu einem Überstaate anstreben, in dem die bisherigen Staaten mehr provinziellen Charakter hätten?

Diese zweite Zielsetzung mag eine fernere Sorge sein; das Maß der Verbindung sollte schrittweise geschehen, je nach der politischen Situation. Aber auch bei diesem Fernziele sollte man an der Wahrung geschichtlich gewachsener Eigenarten der nationalen Charaktere denken, soweit sie nicht der Aufgabe der übernationalen Befriedung entgegenstehen.

Wie steht es mit dem Widerstande gegen kriegerrische *Bedrohung*? Dabei stehen wir vor der Schwierigkeit, daß es zur Taktik der Politik gehört, stets der anderen Seite diese Absicht zuzuschreiben. Hier zeigt sich deutlich, daß sich friedliche Gesinnung mit Klugheit verbinden muß; ein Staat darf sich nicht in die Lage drängen lassen, daß ihm eine Verantwortung aufgebürdet werden kann, die Schuld des anderen ist. Einem unbedingten Pazifismus, der sich an die bedenkliche *Maxime* hält: Widerstehe nicht dem Bösen! soll hier nicht das Wort geredet werden.

Einige Postulate kann man, scheint mir, nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte mit Allgemeingültigkeit aufstellen. Sie sind zwar in den Menschenrechten mehr oder weniger deutlich ausgesprochen, werden aber noch immer mißachtet. Dazu gehören:

1. Vertreibt niemanden aus seiner Heimat, der nicht auswandern will.
2. Schließt nicht willkürlich die Landesgrenzen.

Einige dieser Normen gehen vom Völker- und Staatsrecht in das Strafrecht über. So z. B.:

3. Zwinget niemanden durch körperliche oder seelische Quälerei zu ihn oder andere belastenden Aussagen, die er im gesunden Zustande nicht getan hätte.

Auf den außerpolitischen Gebieten ist es noch gewagter, in kurzen Sätzen in die Kasuistik des sozialen Lebens zu dringen. Die zeitlich und räumlich unbegrenzte Formulierung führt zu einseitigen Behaup-

tungen. Es kann sich für uns hier stets nur um die Hervorhebung der Gesinnung handeln, also um die Normen:

1. Betrachte „die anderen“ als gleichberechtigt; sie fühlen Leid und Freude ebenso wie du.
2. Billige auch fremden sozialen Gebilden den gleichen Anspruch auf Existenz zu wie denen, welchen du angehörst.

Damit beantwortet sich auch die in der Einleitung gestellte Frage: Wie kann sich unsere soziale Zukunft gestalten? dahin: Wenn sie die Verwirklichung der Sympathie zu ihrem Leitfaden macht, können wir ihr furchtlos und voll Hoffnung entgegensehen; wenn sie sich in wachsender Selbstsucht verhärtet, ist sie gefährdet.

Damit knüpft der hier verfolgte Gedankengang wieder an eine Arbeit von mir an, die vor fast einem halben Jahrhundert während des ersten Weltkrieges mit dem Titel „Gedanken über Menschlichkeit“<sup>4</sup> erschienen ist. Ich könnte auch heute das, was hier Sympathie oder Liebe genannt worden ist, wiederum Menschlichkeit nennen. Es ist dasselbe gemeint. Vieles, was ich damals darzulegen versucht habe, müßte ich heute ebenso sagen. Aber manches hat sich doch gewandelt. Die Auseinandersetzung mit dem Zeitgeiste verlangt andere Normen. Damals stand die kritische Befassung mit dem kriegesischen Nationalismus im Vordergrund, heute die Ablehnung der kalten Satttheit der Ichsucht.

---

<sup>4</sup> München u. Leipzig 1915. Manche Anklänge finden sich auch in meiner während des zweiten großen Krieges veröffentlichten Schrift: „Homo sum“, Jena 1940, später u. a. in „Individualismus oder Menschlichkeit“, in: *Kyklos*, Heft 4, 1957.